Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 8 (1940-1941)
Heft: 12

Artikel: Eidgenössische Besinnung
Autor: Jaggi, Arnold
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758194

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Eidgenössische Besinnung

Von Arnold Jaggi

„Am 10. Mai beim Morgengrauen" ist das deutsche Westheer „zum Angriff über die deutsche Westgrenze auf breitester Front angetreten." So meldeten die Zeitungen vom Pfingstsamstag, dem 11. Mai 1940. Beide Kriegsparteien gaben sich zugleich Rechenschaft über die Bedeutung der Stunde. Sie erklärten beinahe mit den gleichen Worten, dass das entscheidende Ringen um das Schicksal des Abendlandes begonnen habe.

Seither haben wir viel Gewaltiges und Erschütterndes erlebt, und durch unser Herz sind zuweilen sehr schwarze Gedanken gezogen, und es ist notwendig, uns einzugestehen, dass wir auch heute Ursache haben zu ernster Besorgnis. Wie sollen wir uns in diesem Völkerwirbel verhalten? Was tun und lassen?

Machen wir uns klar, dass die Welt und unser Land Stürme wie die heutigen schon durchgemacht und schliesslich auch überstanden haben, wenn auch unter Blut und Tränen. Nach Ausbruch der Französischen Revolution, im November 1789, schrieb Johann Georg Müller an seinen Bruder, den grossen Geschichtsschreiber: „Europa ist ein entzündeter Palast, wo bald aus diesem, bald aus jenem Fenster die Flamme ausschlägt." Zwei Jahre später: „Viele glauben das Ende der Welt nahe, weil die gegenwärtige Krise der Menschheit ihnen jede andere der vorigen Zeiten aus dem Gedächtnis treibt." Im Juni 1796 bemerkt er bedenklich: „Die Möglichkeit, dass wir ganz heil aus dieser schweren Fehde kommen, will mir immer unwahrscheinlicher werden." „Ich suche mich in der Stille auf alles gefasst zu machen. Wenn's auch aufs äusserste käme, so kann man doch nur den Leib töten." Im Spätjahr 1796: „Es schwebt ein grosses Gericht über Europa, und ich fürchte, das Schwert ist noch nicht eingesteckt."

Es war so. Der Krieg tobte schon seit 4 Jahren. Napoleon hatte seine Laufbahn aber erst angetreten, und es sollte noch 19 Jahre dauern, bis er besiegt wurde und Europa Ruhe erhielt. — Die Sturmzeit kann auch diesmal lange währen. Anfangs Februar 1798, ein Monat vor dem Fall des alten Bern, klagte unser Briefschreiber: „Das Vaterland ist so viel als verloren." Das war es damals auch; aber wir jetzt Lebenden wissen, dass es wieder erstanden ist. Das ist tröstlich und mag uns zugleich mahnen, auch im allerschlimmsten Falle den Glauben und die Hoffnung auf eine schliesslich gute Wendung niemals aufzugeben.

Hier wollen wir jedoch zunächst das Wort festhalten: „Ich suche mich in der Stille auf alles gefasst zu machen. Wenn's auch aufs äusserste käme, so kann man doch nur den Leib töten." Und schliesslich noch eine schöne und tapfere Losung. — Ein Deutscher hat sie formuliert. — Sie lautet: „Es hilft uns nichts vor dem Elend als der Mut hindurchzugehen."

Militärisches. — Vom Geist des entschlossenen Widerstandes

Blicken wir also den Gefahren, die uns heute bedrohen, mutig ins Gesicht. Da ist einmal die militärische. Es mögen sie manche von uns nicht für wahrscheinlich halten; sie ist aber keineswegs sicher beschworen, und wir tun jedenfalls gut, auch diesen äussersten Fall durchaus nicht aus dem Auge zu verlieren; denn in Sturmzeiten müssen Herz und Kopf auf alles gefasst und mit sich ganz im reinen sein.

Heute verbietet es sich von selbst, prahlerische und volltönende Worte in den Mund zu nehmen. Aber es muss ebenso selbstverständlich sein, dass wir in keiner Hinsicht und auf keinem Gebiete die Losung ausgeben dürfen: „Es nützt doch alles nichts."

Ein wie grosser Teil unseres Schicksals in unserer eigenen Hand liegt, wissen wir nicht. Wir haben zunächst anzunehmen, es hänge viel, sehr viel von uns selbst ab. Es kann in der Tat sehr wohl sein, dass ein allfälliger Gegner sich gegenüber uns politisch, wirtschaftlich und selbst militärisch so oder anders entscheidet, je nachdem er bei uns Fügsamkeit oder unerschüt-

terliche Entschlossenheit zum Widerstand voraussetzt. Kleinmut, Verzagtheit, Defaitismus und Opferscheu gereichen dem Lande also auf keinen Fall zum Nutzen; sie sind vielmehr geeignet, in dieser oder jener Form das Unheil anzuziehen.

Sprechen wir zunächst einen Augenblick über das Militärische, nicht aus elementarer Freude an den Waffen und der Macht. Die Idee des Rechtes, des tapferen Rechtes, scheint uns heiliger und heilsamer als die Idee der Gewalt. Allein wo steht geschrieben, dass es erlaubt wäre, uns unbesehen den innersten Neigungen unseres privaten Herzens zu überlassen? Vermutlich besteht ein wesentlicher Zug der wägenden, richtenden und vergeltenden Geschichte darin, die Völker auf die Probe zu stellen, ob sie fähig sind das zu tun, was sie nicht gern tun, wenn ihre Existenz hievon abhängt.

Jedermann weiss, dass unsere Armee heute in den Bergen steht und die Verbindungen durch und über sie hütet. Sie sind fest in unsern Händen. Der Besitz und die Beherrschung des Zentralalpenmassivs mit seinen Alpenstrassen und seinen Alpenbahnen bedeutet für uns Gefahr und Stärke zugleich. Gefahr deswegen, weil die Herrschaft über unsere Alpenübergänge jeder fremden Macht ungeheure Vorteile bringen würde; Stärke deswegen, weil wir bei jedem Angriff auf unser Land die Durchgänge sperren und, wenn nötig, so gründlich zerstören würden, dass sie auf Jahre hinaus nicht mehr benützt werden könnten. Man mag sich vorstellen, was die Folgen wären, wenn dieser Verkehr ausgeschaltet würde.

Mit andern Worten, so erklärt Oberst Oscar Frey: „Die Schweiz ist operativ erst dann erobert und in der Hand eines eventuellen Gegners, wenn die Alpenpässe und die Alpendurchstiche gefallen sind. Und die Schweiz ist für einen Eroberer operativ und militärisch erst dann von Nutzen, wenn er diese Verkehrswege, die wir niemandem intakt überlassen werden, wieder hergestellt, wieder betriebsfähig gemacht hätte."

Die Fachleute weisen nach, dass wir in diesem Zentralraum wirksamen Widerstand leisten können, wenn wir nur wollen. Denn hier sind selbst die modernsten Angriffswaffen gegen uns sehr behindert. Will z. B. der Sturzkampfflieger einen Kampfstand oder sonst ein Einzelziel treffen, so muss er tief herabstossen. Er wird aber „in den engen, tiefeingeschnittenen Tä-

lern unseres Geländes den Sturzflug oft recht früh abbrechen müssen, wenn er nicht beim Abflug nach dem Aufrichten der Maschine in eine Bergwand hineinfliegen will."

So bleibt Schillers Wort wahr: „Dem Schwachen ist sein Stachel auch gegeben." Umgekehrt sind die Kräfte des Starken auch nicht unbegrenzt.

Jedenfalls ist es auch heute notwendig und gerechtfertigt, ohne irgendwelche Grossprecherei auf die Bedeutung der Mannhaftigkeit hinzuweisen. Was selbst kleine Völker zu leisten vermögen, wenn sie wirklich entschlossen sind, dafür zeugt vieles in Vergangenheit und Gegenwart. — Wirklich entschlossen sein, darauf kommt alles an. — Erinnern wir uns hier aber auch daran, dass es Niederlagen gibt, die berühmter sind als die glänzendsten Siege. Der Kampf bei St. Jakob an der Birs und die Schlacht bei Marignano sind solche Beispiele. Und denken wir selbst an Neuenegg. Am verhängnisvollen 5. März 1798 warfen etwa 2300 Mann mit ihrer entfesselten altbernischen Tapferkeit eine grosse französische Uebermacht über die Sense zurück in wilde Flucht. Diese Waffentat hat das Geschick der alten Eidgenossenschaft nicht gewendet. Wäre sie darum nicht besser unterblieben? Wäre es nicht vernünftiger gewesen, das Blut zu sparen? Darauf ist zu antworten: Wahrscheinlich macht gerade das den eigentlichen Wert und Kern der Menschen und der Völker aus, was über die blosse Klugheit und Vernünftigkeit hinausgeht.

Wir Heutigen können jedenfalls nicht wünschen, dass bei Neuenegg nicht gekämpft worden wäre, so wenig als wir die Taten der Nidwaldner aus der Geschichte ausstreichen möchten. Alles, was ein Volk Rechtes und Mannhaftes leistet, sei es zum Schutze des Landes mit den Waffen in der Hand, seien es Werke des Friedens, gibt ihm Kraft, inneren Halt, verpflichtet die späteren Generationen und weist und ebnet ihnen die Wege.

Beiläufig sei noch auf einen Nebenumstand hingewiesen: In Neuenegg zeichneten sich unter andern ganz besonders Frutiger Scharfschützen aus, die am vorhergehenden Tag über Verrat geschrien und in ihre Täler hatten heimkehren wollen. Schultheiss von Steiger hatte mit einer Rede ihren Sinn gewendet. Es mag uns dies zeigen, dass es möglich ist, der zersetzenden Propaganda, der Verdrossenheit, dem Argwohn und dem Wankel-

mut entgegenzutreten. Nur muss dies planmässig und mit den geeigneten Mitteln geschehen.

Hinsichtlich Tapferkeit im Felde sind im weitern bis auf den heutigen Tag die schweizerischen Kämpfer unvergessen, die mit Napoleon I. nach Russland gezogen sind. — Nebenbei — es ist denkbar, dass der eine oder andere mit dabei war, der sich 1798 vom Kampfe für das eigene Land aus diesem oder jenem Grunde dispensierte. Es wäre tief symbolisch: Völker, die sich für ihren eigenen Staat nicht einsetzen, müssen ihre Haut bald für einen fremden zu Markte tragen. — Am 28. November 1812 morgens, am Tag der Schlacht an der Beresina, waren noch 1300 Schweizer dienstfähig. Sie standen auf besonders wichtigem Posten. Da sie an Zahl so gering waren, vereinbarten sie zum voraus: Im Falle einer schweren Verwundung beansprucht keiner die Hilfe eines Kampffähigen. Darauf stritten sie mit unglaublicher Tapferkeit. Von ihrem Blute war der beschneite Boden seltsam rotgefleckt. Einer der Ueberlebenden, ein freiburgischer Offizier, schrieb nach Hause: „Unsere Regierung wird aus der Opferfreudigkeit ihrer Truppen entnehmen, dass die Vaterlandsliebe noch nicht erloschen ist; der Ehrgeiz aller war, zu zeigen, dass unser Volk noch nicht entartet sei."

Dies zu beweisen, und zwar in jeder Lage, muss uns immer Herzens- und Gewissenssache bleiben; denn es ist von entscheidender Bedeutung, ob sich die Völker Achtung erwerben oder nicht.

Noch ein Hinweis auf ein Ereignis unserer Gegenwart: Anlässlich der Kapitulation der Holländer erklärte ihr Aussenminister nach einer Havasmeldung: „Wir hatten 400 000 Mann unter den Fahnen, und der vierte Teil von ihnen ist gefallen." Die spätere offizielle Verlustliste verzeichnete gegen 7000 Verwundete und 2890 Gefallene, eine Zahl, die geringer ist als die der Schweizersoldaten, die 1918 an der Grippe starben. Die Holländer haben deshalb kapituliert, weil Flieger und Panzer sie innerlich erschütterten und weil sie besorgten, es könnten einige Städte und die Wirtschaft zerstört werden. Haben sie nun Frieden und machen sie gute Geschäfte? Mehrt sich ihr Wohlstand?

Es ist nicht an uns, hier ein moralisches Urteil zu fällen, weil wir die Prüfung noch nicht zu bestehen hatten. Wir können die

inn
nige
Fr

Richtigkeit jener Meldungen auch nicht kontrollieren. Fragen wir uns bloss: Denken wir über die Holländer und ihren nationalen Selbständigkeitswillen gleich, wenn sie 100 000 und wenn sie nur ein paar wenige Tausend Mann verloren haben? Wie die Welt und ihre Mächtigen den Willen eines Volkes zur Unabhängigkeit einschätzen, kann aber früher oder später von ausschlaggebender Bedeutung sein. Schon darum kann ein an sich zunächst aussichtsloser Kampf eines kleinen Volkes immer noch einen sehr guten Sinn haben, nämlich den eines unüberhörbaren Protestes gegen die Vergewaltigung. Unüberhörbar und unvertuschbar jedoch ist er deshalb, weil er nicht mit Tinte oder Druckerschwärze, sondern mit Blut abgefasst, unterzeichnet und besiegelt ist.

Am 1. August 1940, also nach dem Zusammenbruch Frankreichs, schrieb Nationalrat Valloton in seiner Schrift „La Suisse de demain — Die Schweiz von morgen": „Die Armee steht auch weiterhin bereit, um für die Unabhängigkeit und Ehre des Vaterlandes zu kämpfen. Selbst dann, wenn keine Hoffnung auf Sieg bestünde. Selbst einer gegen zwanzig. Denn man muss für seine Fahne zu sterben wissen. Eine Generation muss sich für die Zukunft opfern können." Man soll sich heute auch an die Losung der Höhenstrasse unserer Landesausstellung erinnern: „Die Schweiz kann, will und muss sich verteidigen."

Vergessen wir hier indessen nicht, dass die Franzosen 1798 nicht gleich Generäle und Kanonen ins Land schickten. Voraus als Wegbereiter sandten sie vielmehr Agenten, Zeitungen und Flugschriften. Die Propaganda hatte natürlich die Aufgabe, die Zustände und Systeme des künftigen Eroberersstaates anzupreisen. Was für überschwängliche Hoffnungen flammen in den Herzen der Leichtgläubigen — und der Defekten — empor, wenn die Zeiten sich wenden oder sich auch nur zu wenden scheinen!

Die erobernden Mächte und Machthaber stellen jeweilen nicht bloss die Fata Morgana des nahenden Paradieses der Gerechtigkeit und des befriedigten Ressentiments in ihre Dienste. Sie gewöhnen die baldigen Opfer ihrer Politik ans Nachgeben und arbeiten planmässig mit der Einschüchterung, der Panik und dem defaitistischen Fatalismus. In Bezug auf diesen letztern — wie lähmend wirkte einst der blinde Glaube an die Unüberwindlichkeit Napoleons I. Der Zauber, der von ihm ausging,

tigk
gew
ar'

musste zuerst gebrochen werden. Zu den beherzten und unbeirrbaren Männern, welche dieses Werk vollbracht haben, gehört Ernst Moritz Arndt. Im Jahre 1807 schrieb er: „Man spricht: Die Franzosen sind zu geübt, zu gewandt; kein Volk tut es ihnen in Bewegungen und ihren Feldherren in Künsten und Listen gleich ... Ich sehe das nicht ein ... Aber ihre Feinde waren betört und verwirrt; die Feldherren ohne Rat, die Heere ohne Geist; der Glaube, dass die Franzosen alles dies könnten und seien, hatte sie zum voraus behext." Zu den „Behexten" und Eingeschüchterten gehörte bekanntlich auch der König von Preussen, selbst nach dem Scheitern des russischen Feldzuges von 1812. Dass die Regierenden — es sei ohne Spott gesagt — vielleicht nicht immer die Widerstandsfähigsten sind, ist verhängnisvoll, wenn auch an sich psychologisch nicht unerklärlich. Sie kennen eine Fülle von unheimlichem Material. Sie sind den täglichen blutvergiftenden Mückenstichen stets neuer Besorgnisse am meisten ausgesetzt und ebenso den eigentlichen Hammerschlägen. Es heisst sie ehren, wenn wir dennoch erwarten, dass sie stets zu den Vorsichtigsten und den Furchtlosesten zugleich gehören; denn das ist ihres Amtes und die Legitimation zu ihm.

Wirtschaftliche Versuchungen? —
Von der wahren Rangordnung der Werte.

Sprechen wir zweitens von der drohenden wirtschaftlichen Bedrängnis und der Sinneslenkung und Zersetzung, die von ihr ausgehen kann. Es liegt hier, so widerspruchsvoll es klingen mag, sehr viel in unserer eigenen Hand. Wir haben den Beweis aber erst zu erbringen, dass wir so einsichtig, so opferbereit und so entschluss- und entsagungsfähig sind, wie die Zeit das von uns fordert. Klagen über altbackenes Brot, dunkles Mehl, spärliche Butter und dergleichen sind lächerlich, ja geradezu verächtlich. Wir müssen bereit sein, ganz andere Einschränkungen und Entbehrungen willig auf uns zu nehmen. Hier wird sich zeigen, wie es innerlich mit uns steht, welches der Kern unseres Wesens ist und wieviel uns geistige Güter gelten. Es wäre gut, uns daran zu erinnern, was unsere Vorväter an Hunger und anderer materieller Not freiwillig und unfreiwillig

rao
schr
wi·

auf sich genommen haben; wahrhaftig nicht wenig. Wir sollten es uns klar machen, was in Kriegs- und Hungerjahren, z. B. 1770/71, 1799, 1816/17 gelitten und getragen wurde. Es ist erfrischend, was jüngst ein Blatt unserer Linken in einem Leitartikel erzählt und verfochten hat. Er legte dar: „Arbeiter und Angestellte, mit denen wir gesprochen haben und bei denen naturgemäss die Schwierigkeiten der Ernährung eine weit grössere Rolle spielen als bei den Bauern, sagten uns immer wieder: Wir wollen lieber nur zweimal essen, aber frei bleiben."

Es ist indessen vernünftig, nicht leichtsinnig dem Hunger entgegenzugehen, sondern gegen ihn das Menschenmögliche vorzukehren. Darum bedeutet es eine grosse Freude, in diesem Zusammenhange auf das kommende „eidgenössische Gemeinwerk" des vermehrten Anbaus hinweisen zu dürfen. „Mit Pflug und Spaten für das Vaterland!" Das ist die Losung. Wenn wir uns nicht davor scheuten, mit Sinnbildern Propaganda zu treiben, so könnte man auf jede Hacke und jede Giesskanne ein eidgenössisches Kreuz einbrennen, und auf jedem furchenziehenden Pfluge dürfte ein Schweizerfähnchen im Winde flattern.

*

Im Blick auf den innern Zusammenhalt eines Volkes ist es natürlich von entscheidender Bedeutung, wie Entbehrungen und öffentliche Lasten verteilt werden. Allfällige Begehrlichkeit der Untern lässt sich gerade dann am besten zügeln, wenn die sogenannten Obern, die Einflussreichen und Wohlhabenden, ihre eigene Selbstsucht gemeistert und darum begründeterweise ein ganz ruhiges Gewissen haben. Ich wage nicht zu behaupten, dass bei uns in dieser Hinsicht alles Notwendige geschehen sei. Doch um jedes Missverständnis zu verhüten: Selbst, wenn jemand vermeint, Ursache zu haben oder wirklich Ursache hat, sich über diese oder jene Unbilligkeiten zu beklagen, muss er, wenn er ein Charakter sein will, für das bedrohte Land einstehen, ganz und entschlossen, ohne Umschweife und Vorbehalte. Wer Bedingungen stellt, ist verdächtig, er sei, wer er sei. Und es ist nicht sicher, dass er verlässlich wäre, wenn man ihm seine Forderungen erfüllte. Damit ist natürlich nichts gesagt gegen die Wahrung berechtigter Interessen im Rahmen der innenpolitischen Auseinandersetzungen. Nimmt ein Volk die Be-

schwerden einer harten Zeit in einem tapferen und brüderlichen Geiste auf sich, so erwächst ihm hieraus reicher Segen. Wie sagte doch Hilty? „Grosse Taten und Leiden adeln ein Volk, machen überhaupt erst eigentlich ein Volk aus einem Haufen Menschen."

Eines sei wiederholt: Es wird uns heute die Prüfung auferlegt, ob wir die materiellen, handgreiflichen Güter den geistigen voranstellen, oder umgekehrt. Wählen wir falsch, so werden wir die Folgen zu tragen haben. Wir werden so liegen, wie wir uns betten. Es scheint in den Bezirken des Geschichtlichen wenigstens streckenweise eine unerbittliche und erbarmungslose Gerechtigkeit zu herrschen, eine Gerechtigkeit, die nichts entschuldigt, nichts verzeiht, keine mildernden Umstände anerkennt, sondern nur feststellt, behaftet und mit verbundenen Augen je nach Leistung oder Versagen die Geschicke ausmisst — Fluch oder Segen. Ohne dieses Stück eherner Sachlichkeit versänke die Welt rasch, dauernd und unrettbar in blosse Relativitäten.

Sturmzeiten wie die unsrige möchten den einzelnen und den Völkern das richtige Augenmass für die Rangordnung der Werte zurückgeben, so dass sie das Kleine klein und das Grosse gross sähen. Tun wir das? Wenn nicht, könnten wir eben schmerzhafte Belehrung, d. h. Strafe, zu gewärtigen haben. Muss es immer so sein, dass das verschüttete Beste in den Herzen und Seelen der Völker sich erst dann rührt, wenn sie in Qual und Elend seufzen und stöhnen? Da heisst es dann, wie etwa in den deutschen Befreiungskriegen: Es soll „an der peinigenden Kraft des Bösen die erstorbene Kraft des Guten, wenn auch unter den entsetzlichsten Wehen, von neuem" geweckt werden. Es gilt, „Ruhe, Bequemlichkeit, Privatglück", Eigentum aufzuopfern, um die höchsten Güter der Menschen „in dem grossen Umbildungskampfe" zu sichern. — Der langen Rede kurzer Sinn: Hüten wir uns davor, das Materielle und andere Annehmlichkeiten zum bestimmenden Motiv unseres Handelns zu machen! Uebrigens wer es tut, kann sich gründlich verrechnen. Man denke an die besetzten Länder. Es ist auch keine Prophetengabe erforderlich, um erklären zu können: Liessen sich die Schweizer jemals durch scheinbare materielle Vorteile von dem abbringen, was ihr nationales Ziel sein muss, so würden sie sich selbst geradezu grossartig täuschen und betrügen.

wei
bese
um

Ein drittes Gebiet, auf dem wir uns zu bewähren haben, ist das Geistige und Politische. Das Auf und Ab der Weltgeschichte übt einen gewaltigen Einfluss aus auf das Denken und das Empfinden der Menschen, und nicht wenige lassen sich hierin einfach durch die jeweiligen Machtverhältnisse bestimmen, ganz besonders in den Sturmzeiten. Am 19. Juni 1799 schrieb der erwähnte Georg Müller: „Das Volk hat keine Festigkeit, keine Grundsätze; es ist immer auf der Seite der siegenden Partei." Und ein paar Jahre früher hatte sich Albrecht Rengger, ein Arzt aus Brugg, über die Anbeter des äusseren Erfolges der Französischen Revolution empört, obwohl er selber ihren Grundgedanken zustimmte. Er legte dar, die Greuel der Schreckensherrschaft hätten den Anhängern der Revolution kaum Eintrag getan, die Toten seien ja so bald vergessen. „Der Verlust einer entscheidenden Schlacht oder ein Rückzug hätten den Franzosen und ihren Grundsätzen mehr geschadet" als ihre religionsfeindlichen Sitten, ihre Erschiessungen „und ganze Haufen ausgedienter Guillotinen; so unbeschränkt gebietet der Erfolg über die Menge; wir haben aus dem Mund der Bigotterie selbst das Urteil vernommen: ein so siegreiches Volk könne nicht aus Gottesleugnern bestehen."

„Der Erfolg gebietet über die Menge"; er „bekehrt" die Massen. Wie steht es heute? Woran sollen wir uns zu unserer persönlichen Wegleitung halten? Was wir im moralischen Sinne mit Recht gut und mit Recht böse nannten, dabei sollen wir bleiben. Doch haben wir zu überprüfen, ob wir unsere Massstäbe richtig anwandten. Vielleicht hielten wir Nebenerscheinungen einer geschichtlichen Bewegung für die Hauptsache. Ueberdies ist es möglich, dass wir uns unbewusst durch unsere kleinstaatlichen Erfahrungen und Ideale zu stark bestimmen liessen.

An dieser Stelle mögen wir uns auch für einen Augenblick in die Tage der Französischen Revolution zurückversetzen. Die einen haben sie kritiklos und überschwänglich verherrlicht und ihre Verbrechen und Greueltaten leichten Herzens, ohne höhere Erlaubnis verziehen. Die andern misskannten ihre sachlichen Notwendigkeiten und Hintergründe und entwarfen ein verzerr-

tes Bild von ihrem Wesen. Beides wiederholt sich vermutlich gegenüber den Revolutionen von heute, und wir müssen mit der Möglichkeit rechnen, in den einen oder andern Fehler zu verfallen.

Wie dem aber immer sei, klar ist, dass sich grosse weltgeschichtliche Erfolge und Umwälzungen nicht übersehen lassen, und zwar selbst dann nicht, wenn man als Mitlebender über Tragweite, Sinn und schliessliche Bedeutung nichts Endgültiges weiss. Derartige Erfolge sollen uns jedenfalls zu denken geben.

In den letzten Monaten zitterte die Losung „Anpassen!" durch die aufgescheuchten Gemüter und wurde in Privatgespräch, Presse und politischer Versammlung unermüdlich wiederholt. Die Schweiz, „das Land der Mitte Europas", „der europäischste aller Staaten", kann sich „entscheidenden Veränderungen im europäischen Rhythmus" niemals entziehen. So ist gesagt worden. Wenn man unsere vaterländische Geschichte auf diese Frage hin mustert, so verrät sie einem zweierlei. Die Eidgenossenschaft bildet ihrer Entstehung und ihrer Geschichte nach im Vergleich zu ihrer Umgebung sozusagen eine einzige grosse Ausnahme. Im Mittelalter hatten die Bauern rings um uns herum politisch nichts zu bedeuten; in unsern Marken gründeten sie ein Staatswesen. Im Ausland verachteten die Städte und die Städter das Landvolk; bei uns schlossen sie mit ihm ewige Bünde. Und wie gross waren die Verschiedenheiten auch im Zeitalter der Glaubenskämpfe! Die Hugenottenkriege hielten Frankreich während Jahrzehnten in Atem, und Deutschland durchlitt seinen Dreissigjährigen Krieg. Die Eidgenossenschaft vermochte sich von beiden fern zu halten, weil sie nüchterner blieb und sich innerlich nicht in den ausländischen Kampfrausch verwickeln liess. Sie hat ihre Religionsstreitigkeiten, soweit es sich um Waffenkämpfe handelte, in Monaten oder gar Wochen ausgefochten. Im Zeitalter des Absolutismus hat die Eidgenossenschaft nichts gewusst von verschwenderischen Höfen, stehenden Heeren, Beamtenapparat, Steuerdruck und eigentlicher Tyrannei, und in den Tagen der helvetischen Revolution haben wir uns die Greuel der französischen Schreckensherrschaft erspart. Wir vergossen beinahe kein Blut.

Alles zusammengefasst: Unser Los war immer wesentlich des-

halb erträglich und nicht selten geradezu glücklich, weil und insofern wir gegenüber dem Ausland und seinen Kämpfen und Losungen Abstand hielten. Wir haben hieraus zu lernen und grundsätzlich auch weiter Distanz zu üben.

Die Geschehnisse in Frankreich dürfen uns nicht irre machen. Im Jahre 1871, nach der Niederlage im Deutsch-französischen Kriege, schrien die Demokraten: „Das Kaiserreich ist schuld." Jetzt erhebt die „Action française" den Ruf: „Die Demokratie trägt die Verantwortung." Beides ist Propaganda. Frankreich ist nicht wegen seiner demokratischen Staatsform zusammengebrochen, sondern weil es politisch und sozial zersetzt war.

Im übrigen bestanden von jeher sehr grosse Verschiedenheiten zwischen der schweizerischen und der französischen Demokratie. Die französische war einmal viel jünger. Sie entstammte dem Jahre 1789; die unsrige datiert von 1291. Sie war auch völlig anders. Es fehlte ihr im Vergleich zu uns der demokratische Unterbau der Selbstverwaltung. Es gab in der Gemeinde z. B. kein Referendum, und der Maire ist gar nicht zu vergleichen mit einem schweizerischen Gemeindepräsidenten. Er besass und besitzt eine sehr grosse Macht. So ernannte er u. a. die städtischen Beamten von sich aus. Kurz, die Demokratie setzte in Frankreich nicht im kleinen und im Alltag an. Es lebte und lebt da viel Absolutismus, viel Zentralismus und viel Diktatur nach, und so kann dieses Land allenfalls ohne grosse Erschütterungen zu Staatsformen zurückkehren, die in ihm latent noch vorhanden sind.

Wir sind in einer völlig andern Lage. Falls unsere Demokratie einmal überrannt werden sollte, stünden wir rat- und hilflos da.

Wenn wir den ausländischen Verhältnissen und Ordnungen gegenüber Reserve bewahren, so geschieht das nicht aus einer blossen Laune. Wir haben vielmehr sehr wichtige, sachliche Gründe zu unserem Entschluss, nicht nur militärisch, sondern auch geistig und politisch Grenzwache zu halten. Einmal besteht gar kein Grund dazu, es etwa mit einer neuen Weltanschauung zu versuchen. Das Christentum und der nüchterne biblische Gottesglaube genügen vollkommen. Und was den autoritären Einheitsstaat anbelangt, so besitzen wir über ihn auch einige Erfahrungen. Frankreich hat ihn uns während der Helvetik aufgedrängt.

Der Versuch ist schliesslich kläglich gescheitert. Sobald die französischen Bajonette verschwanden, brachen die Stürme los. Wir zogen die fremde Zwangsjacke aus und atmeten auf. Der autoritäre Einheitsstaat widerspricht unserer ganzen Geschichte und unserm ganzen Empfinden und Wesen, weil er mit dem bündischen, föderativen Staatsaufbau unvereinbar ist. Wir sind als Volk anders als alle unsere Nachbarn. Man kann diese im grossen ganzen mit einem gewissen Recht Einheitsvölker nennen. Wir aber sind kein Einheitsvolk; wir sind konfessionell, sprachlich und rassisch ungleichartig. Ungleichartiges aber hält man am sichersten durch viel Freiheit zusammen. Das war gestern so, ist heute so und wird morgen nicht anders sein. Ueberhaupt wie verderblich, wie verhängnisvoll, wie gedankenlos ist der Gedanke, unsern Staat dadurch erhalten zu wollen, dass wir ihn an das Ausland gleichschalten! Als Napoleon sich entschloss, uns die aus Frankreich importierte Einheitsverfassung wieder von unsern wundgescheuerten Schultern abzunehmen, da benutzte er die Gelegenheit, u. a. auch die Bedeutung der Landsgemeinde-Demokratien hervorzuheben. Er sagte: „Ihre Staatsform ist's, was euch in den Augen Europas interessant macht. Ohne diese Demokratien hättet ihr nichts aufzuweisen, was man anderswo nicht auch findet. Und bedenket wohl, wie wichtig es ist, solche charakteristischen Züge zu besitzen. Diese sind es, die euch den andern Staaten so unähnlich machen und dadurch von dem Gedanken, euch mit jenen zu verschmelzen oder einzuverleiben, abhalten. Ich weiss wohl, dass dieses demokratische System von vielen Nachteilen begleitet ist und die Prüfung vor den Augen der Vernunft nicht aushält. Aber nun besteht es seit Jahrhunderten; es beruht auf dem Klima, der Natur, den Bedürfnissen und den einfachen Gewohnheiten der Bewohner; es ist dem örtlichen Geiste angemessen, und man muss nicht Recht behalten wollen gegenüber der Notwendigkeit."

Und einer der unsern, Carl Hilty, wies auf die hohe Bedeutung der Originalität hin, „die in den breiten Volksschichten jetzt noch vorhanden ist und sorgfältig erhalten werden muss. Ein durch seine Farblosigkeit unnütz gewordenes Gemeinwesen, das nur noch eine Reduktion von schon bestehenden andern auf einen kleinern Masstab ist, duldet Europa auf die Länge

tur
je

in seiner Mitte sicherlich nicht." Mit andern Worten, so ist gesagt worden: „Die Schweiz kann nie einfach die Ausgabe in Taschenformat irgend eines andern Staates sein." Es würde mit ihr sonst das geschehen, wozu Taschenausgaben bestimmt sind: Man steckte sie ein.

Der Kleinstaat ist überhaupt nur dann lebensfähig, wenn er nicht bloss ein zu klein geratener Grosstaat ist mit weniger Boden, kleinerer Volkszahl und einem geringen Heer; er muss im Gegenteil einen besonderen Staatstypus darstellen. Die vielstämmige, föderative, demokratische und neutrale Schweiz, welche die verschiedenen Sprach- und Kulturgemeinschaften vorbehaltlos gleichachtet und grundsätzlich keine Gebietsvergrösserung anstrebt, bildet einen derartigen eigenen Staatstyp und muss es auch weiterhin tun.

*

Die Losung — Abstand, Reserve gegenüber allem Fremden! — enthält, geschichtlich und politisch betrachtet, indessen doch nur die eine Hälfte der Wahrheit. Man muss ergänzen: Die ausländischen Ereignisse, Zustände und Ideen wirkten selbstverständlich immer auch über unsere Grenzen herein; sie tun es auch heute. Unser Land hat es aber mit der Ausnahme von 1798 stets verstanden, die ausländischen Anregungen und Impulse nach seinen eigenen Bedürfnissen auszuwählen und auf seine eigene, schweizerische Weise zu verarbeiten. Wir müssen das auch heute tun, und zwar rasch und besonnen, behutsam und mutig zugleich. Im Blick auf diese Aufgabe ist es unerlässlich, uns mit peinlicher Aufmerksamkeit Rechenschaft zu geben über das Geheimnis der deutschen Erfolge. Vieles trug hierzu bei. Unter anderm die Zuverlässigkeit, die technische Präzision, die Disziplin, die Entsagungsfähigkeit, der unleugbare Heroismus des Soldaten und wahrscheinlich nicht zuletzt eine neue Wirtschaftsauffassung, die weniger in Geld und mehr in Gütern denkt. Wir sollen es auch nicht leicht nehmen, wenn ein Unverdächtiger betreffend die benachbarten autoritären Staaten schon 1938 bezeugte: „Viele Tausende von Staatsbürgern haben gelernt, ihren persönlichen Egoismus ... zugunsten einer sozialen Gesinnung zu überwinden... Die während und nach dem Weltkrieg zugrundegegangenen Vermögen haben ferner

zahlreiche Bürger der beiden Länder von der Ueberschätzung der materiellen Güter und der damit verbundenen engherzigen und ängstlichen Gesinnungsweise befreit und ihnen das Vertrauen in ihre persönliche Arbeitskraft wieder zurückgegeben. Viel aufrichtige Begeisterung ist am Werk."

In all diesen Dingen haben wir eifrig zu lernen. Wir sollen weiter nicht übersehen, dass rings um uns wieder eine Zeit anzubrechen scheint, da jeder Soldat den Marschallstab im Tornister trägt, und zwar nicht bloss im militärischen, sondern auch im zivilen Sinne. Initiative, Entschlusskraft, Tüchtigkeit können sich auswirken. Bei uns sind die entsprechenden Energien zwar latent vorhanden, aber praktisch vielfach gestaut.

Glücklicherweise erfolgte immerhin ein erster Durchbruch: Das schweizerische Anbauwerk. Nun ist es an jedem einzelnen Eidgenossen zu beweisen, dass ihn nicht nur ein Begeisterungs-, sondern auch ein Schaffensbedürfnis beseelt.

Die Energien seien bei uns vielfach gestaut. Darin liegt eine doppelte Gefahr. Verdrossenheit und Unbehagen, zum Teil Nebenprodukte der ausländischen Propaganda, werden gesteigert und können sich psychologisch leicht als Defaitismus auswirken. Die zweite Gefahr besteht darin, dass die gestauten Energien in Verbindung mit anderem früher oder später zu einem innenpolitischen Dammbruch führen könnten. Vergessen wir nicht, dass sich mit den Zeitenwenden Generationenprobleme zu verbinden pflegen. Diese Generationenprobleme sind z. B. für das Aufsteigen des Nationalsozialismus von grösster Bedeutung gewesen. Die Jungen aus allen Lagern haben sich zusammengefunden, vorab die Front- und die Nachkriegsgenerationen. Altersweisheit ist eine schöne Sache; aber in Sturmzeiten können Staaten an ihr, oder was sich dafür hält, allenfalls zugrunde gehen. Es ist zu fürchten, dass wir in der Schweiz im Verhältnis zu den Gefahren etwas — zu weise sind und uns zu sehr auf diejenigen Epochen und Ereignisse unserer Geschichte berufen, die uns gerade gefallen. Wie, wenn die Jugend erklärt, die Vergangenheit gehe sie nichts an und verpflichte sie zu nichts? Sie wird diesen unverzeihlichen Irrtum vielleicht begehen, wenn sie die Haltung der so gemächlichen Generation, die im Besitze der Macht ist, gar zu sehr befremdet. Es ist gut, sich stets daran zu erinnern, dass die Regenten von 1798 zum

fen,
die
nic'

allergrössten Teil an sich ehrenwerte Männer gewesen sind. Aber sie haben die Zeichen der Zeit nicht begriffen und teilweise auch nicht begreifen wollen, um nicht auf gewisse angenehme Gewohnheiten und Vorteile verzichten zu müssen. Sie haben dadurch reinste Vaterlandsfreunde wie Hans Konrad Escher von der Linth und Paul Usteri zur Verzweiflung und auf nicht ganz ungefährliche Gedanken gebracht. Das lebendige Wissen hierum gehört mit zu den geschichtlichen Kenntnissen und Erkenntnissen, die wir gerade heute tief beherzigen sollten.

Fassen wir zusammen: Was uns not tut, das ist mehr Initiative, mehr Energie, grössere Planmässigkeit, stärkere Verantwortungsfreude und vor allem — mehr Opferwille. Es ist ein Irrtum zu glauben, wir könnten uns die hohen Güter sichern, ohne ihren Preis zu bezahlen. Im Blick auf diese Dinge bedeuten die ausländischen Erfolge für uns also eine Mahnung, die wir gar nicht ernst genug nehmen können. Das berührt das Grundsätzliche unserer demokratischen Staatsauffassung jedoch in keiner Weise. In Bezug auf die weltanschaulich verankerte Demokratie haben wir nämlich zu unterscheiden zwischen ihrem Wesen und ihren Organisationsformen. Das Wesen ist unantastbar und überzeitlich. Die Formen aber sind vergänglich, wandelbar. Man darf sie nicht verewigen wollen; denn was an ihnen in der einen Epoche richtig und zweckmässig war, ist in einer andern überlebt und falsch. Es kann nötig werden, „Formen zu ändern, um das Wesen zu erhalten." Das ist heute in dieser und jener Hinsicht wohl der Fall. Es liegen, betreffend Reformen, allerlei Anregungen und Vorschläge vor. Es kann indessen gegenwärtig noch niemand den Anspruch erheben, etwas Endgültiges zu sagen oder gesagt zu haben.

Sicher ist, dass wir auch künftig nicht vergessen dürfen, Schweizer zu sein, und hiezu gehört die geistige Freiheit, die heute unter dem Druck der Zeitverhältnisse mehr oder weniger beschnitten, beengt oder gar bedroht ist. Schön und wahr sagt Oskar Bauhofer: „... wir sollten bei aller notwendigen Selbstdisziplin in den Fragen, welche dritte Staaten berühren, nicht versuchen, die „Stimme" der Freiheit in unserem Volke zum Schweigen zu bringen, weil sonst der moralische Sinn für die Freiheit selber schwinden möchte. Dann wäre Gefahr für das Vaterland!"

Es ist gut und heilsam, wenn wir über diese Möglichkeit erschrecken, den moralischen Sinn für die Freiheit und das Schweizertum zu verlieren. Wir würden uns dadurch nicht nur gegenüber uns selbst versündigen, sondern auch gegenüber andern. Denn bewusst und unbewusst, stillschweigend und eingestandenermassen zählen andere heute — nicht auf uns — aber auf das, was uns mitzuhüten aufgegeben ist. — Es sei wiederholt — aufgegeben. Wir sagen das ohne Dünkel; denn es handelt sich nicht um ein Verdienst, sondern um eine geschichtliche Fügung. Trefflich hat der Berner Professor Werner Näf auf diese unsere Aufgabe hingewiesen. Er sagt: „Mit Sympathie für die eine oder andere (Kriegs-)Partei richten wir sehr wenig aus, viel aber dadurch, dass wir gewisse bedrohte menschliche Werte unentwegt festhalten..: Wahrheit, Humanität, Recht, Freiheit." „Was äusserlich unser Schicksal sein wird, wissen wir nicht. Aber innerlich brauchen wir nicht zu zweifeln. Wenn wir unsere Demokratie, die wir hoch und tief verstehen wollen, behaupten, wahren wir ein unvergängliches Menschheitsgut. In diesem Bewusstsein liegt unsere geistige Sicherheit."

Man darf darauf vertrauen, dass von einem jeden menschlichen und staatlichen Sein und Weben, das gesund ist und in sich eigenartige Sonderwerte birgt, direkt oder indirekt stille Einflüsse ausstrahlen und sich irgendwo und irgendwann heilsam auswirken, selbst in der Welt der Gegenrichtungen.

Es nützt alles. — Sich nicht durch den Augenblick beirren und bestimmen lassen

Im übrigen tun wir gut, zu unterscheiden zwischen dem, was in unserer Macht und dem, was nicht in unserer Macht steht. An dem, was wir nicht lenken können, sollen wir uns innerlich nicht verbeissen, zermürben und aufreiben. Dafür aber sollen wir uns mit ganzer Kraft und ohne zu ermüden dort einsetzen, wo es auf unser Verhalten früher oder später ankommt, und hier darf es, wie anfangs gesagt, nie heissen: Es nützt doch alles nichts. Man darf im Gegenteil mit mehr Recht erklären: Es nützt alles, — alles Ehrliche und Echte, gewiss vielleicht nicht sogleich, vielleicht nicht direkt, vielleicht nicht sichtbar; denn alles Wichtige will vorbereitet sein, will seine Saat-

wo
hier 50
al

zeit haben, und unsere Tage sind möglicherweise mehr Tage der Aussaat als der Ernte. Jedenfalls kommt es darauf an, wie wir heute pflügen und was für Samen wir ausstreuen. Wir sollen z. B. gegen die Verwirrung der Geister ankämpfen und uns und andern in der Seele klar machen, dass unser Volk andere Wege gegangen ist als andere Völker und dass es auch künftig andere, eigene Pfade zu gehen hat. Unsere Jugend muss tief hievon durchdrungen werden. Hiefür zu sorgen, das liegt in unserer Macht.

Wir haben uns eingestanden, dass Gefahren uns umlauern, innere und äussere. Es ist gut, sich das nicht zu verhehlen. Aber man soll sich auch davor hüten, sich fruchtlos abzuhärmen und dadurch Mut und Kräfte aufzuzehren. Unsere Lage ist diejenige wenig geübter Berggänger. Diese müssen es wissen, wenn sie an einem Abgrund stehen; aber da sie nicht schwindelfrei sind, rät man ihnen mit Recht, nicht in die Klüfte hinunterzustarren. Sie sollen vielmehr, wenn sie etwa ein schmales Fluhband zu traversieren haben, ihren Blick bergwärts und auf das jenseitige Ziel richten. Das müssen auch wir tun. Es möge Gott verhüten, dass wir mit in den Strudel gezogen werden. Wir dürften aber auch selbst dann nie verzweifeln. Einmal wird in grösserem oder kleinerem Ausmass auch wieder eine Wende eintreten. Darauf dürfen wir wohl zählen. Freilich, man wird sich mit Geduld und Ausdauer wappnen müssen.

Man mag hier unwillkürlich an die Epoche Napoleons denken, obwohl man sich hüten muss, im Neuen zu sehr das Alte wieder erkennen zu wollen. Es wäre auch falsch, grundsätzlich nicht mit der Möglichkeit von Machtverschiebungen zu rechnen. Es pflegen solche vielmehr im Ablauf der Geschichte von Zeit zu Zeit einzutreten. Der Sieg über die spanische Armada 1588 z. B. hat England den Zugang zu den Weltmeeren verschafft und damit die Voraussetzung zur Gründung seines Empires.

Zur Zeit Napoleons war von einer Neuordnung Europas die Rede. Eines Tages — es war im Jahre 1804 — erklärte der Korse: „Es wird nicht eher Ruhe in Europa eintreten, als bis es unter einem einzigen Oberhaupte steht, unter einem Kaiser, der Könige zu seinen Beamten zählt, der seinen Generalen Königreiche zuweist, den einen zum König von Italien, den andern zum König von Bayern, diesen zum Landammann der

Schweiz, jenen zum Erbstatthalter von Holland macht... Man wird vielleicht sagen, dass dieser Plan nur eine Nachahmung der alten deutschen Reichsverfassung und keineswegs neu sei. Aber es gibt nichts absolut Neues. Die politischen Einrichtungen drehen sich im Kreise, und oft muss man zu Vergangenem zurückkehren."

Napoleon befand sich immer nur auf dem Wege zu seinem Ziel einer derartigen europäischen Neuordnung. Wirklich erreicht hat er es nie.

Wer seine Ziele gar zu weit steckt, der muss so viele Vorbereitungen und Vor-Vorbereitungen treffen, dass ihm schliesslich der Atem ausgehen kann, bevor er zum grossen Endschlag kommt.

Und trotzdem. Was für Anstrengungen waren damals nötig, bevor die Völker ihre Selbständigkeit zurückerhielten! Wenn man sich im einzelnen Rechenschaft darüber ablegt, wie viele Anläufe unternommen werden mussten, wie mancher scheiterte und wie das einemal dieser, das anderemal jener Staat nicht Solidarität übte, meist nicht üben konnte, dann möchte man unwillkürlich in den Ruf ausbrechen: Der Weg zur Freiheit ist ein langer Weg!

Die Sehnsucht nach ihr ist heute indessen nicht erloschen. Eines Tages kann ihr heisser Atem die Herzen der Völker ergreifen, gleich wie der Föhn aus den Bergen gelegentlich plötzlich in Täler und Niederungen fällt, so dass man das Feuer auf dem Herde wohl verwahren muss. Diese Stunde gälte es gläubig zu erharren, und ihr müssten wir durch alles Elend hindurch entgegenpilgern.

In den Fährlichkeiten und Versuchungen unserer Zeit werden wir uns darüber Rechenschaft geben, dass das Gebot der unbedingten Treue höchste und schwerste Forderungen an uns in sich schliesst. Mögen wir sehen, wie wir die innere Kraft zu ihr aufbringen. Ein griechischer Philosoph hat seinen Athenern zu bedenken gegeben:

„Wo immer eines Mannes Platz ist, ob er ihn selbst gewählt oder auf Befehl bezogen habe, dort muss er stehen in der Stunde der Gefahr und nicht an den Tod oder etwas anderes denken, ausser an die Schande. Das, ihr Männer von Athen, ist ein wahres Wort."

Es ist eine gute seelische Hilfe, sich für den Fall der Nichtbewährung die hiemit verbundene Schande zu vergegenwärtigen. Man mag dies nur tun, so kräftig und lebendig als immer möglich. Allein der höchste Bestimmungsgrund unseres Handelns ist es nicht, weil hier die Rücksicht auf uns selbst mitspielt. Treue, unbedingte Treue üben sollen wir schliesslich vor allem deshalb, weil das sittlich, weil das vor Gott und Menschen richtig ist. So bedeutet eidgenössische Besinnung zugleich auch Besinnung auf seinen Charakter. Besinnung auf seinen Charakter aber leitet uns demütig hin zu jenem letzten Wurzelgrund, aus dem sich bewusst oder unbewusst alle wahre Treue im Menschen nährt und aufbaut.

Lassen Sie mich schliessen mit ein paar hochgemuten Versen unseres grossen Dichters Carl Spitteler, die man auf unser ganzes Zeitalter beziehen darf:

Was vergangen, sei vergeben.
Wer da glaubt und hofft, wird leben.
Was da faul ist, das muss fallen.
Gruss von Gott den Mutigen allen!